

Keine Hemmung, lustig zu sein

Oper Johannes Pölgutter inszeniert im Theater Winterthur mit dem Internationalen Opernstudio aus Zürich Rossinis «Il barbiere di Seviglia». Eine Begegnung.

Herbert Büttiker

«Figaro qua, Figaro là» – ein Barbier im Dauerstress: Der Tausendsassa steht überall auf der Welt und andauernd auf der Bühne, und das, seit ihn Rossini 1816 auf den Weg schickte. Zu rasieren gibt es für ihn in der kommenden Saison auch in Bern und Basel, aber jetzt gerade warten die Bartstoppeln Doktor Bartolos in Winterthur auf seine Rasierkünste.

Der Wirbel, den der Barbier im Hause Bartolo verursacht, um Almaviva und Rosina zum Glück zu verhelfen, zieht offenbar auch Johannes Pölgutter in Mitleidenschaft. Er ist der Regisseur, der Rossinis unsterbliche Opera buffa mit dem jungen Ensemble des zum Zürcher Opernhaus gehörenden Internationalen Opernstudios (IOS) inszeniert. Aufgedreht und etwas erschöpft zugleich setzt er sich zum Gespräch. Im Saal, wo wir ihn getroffen haben, war es davor ziemlich ruhig, im Gange war eine Beleuchtungsprobe. Der kurze Blick zur Bühne zeigte im Licht eine sehr verspielte, farbige Kulisse: Es wird hier bunt zu- und hergehen.

Mitreissende Musik

Der Theatermann aus Wien will sich noch nicht in die Karten blicken lassen, und so geht es rasch ins Foyer. Seine Reaktion: «Oh, das Tageslicht, da scheint ja die Sonne.» Pölgutters Leben ist momentan eines im Kunst-Licht und im Strudel von Rossinis Tönen: «Die Musik reisst einen schon mit. Wir hören sie jetzt schon seit sieben Wochen und ich kriegs nicht mehr aus dem Ohr. Zu Hause höre ich atonale Musik, um die Ohren durch-zuputzen, aber Rossini bleibt.»

Das kann als Hinweis auf die nervliche Verfassung verstanden werden, aber auch als Antwort auf die Frage, warum eigentlich unter allen Opern Rossinis «Il barbiere di Siviglia» so haushoch favorisiert wird. Der Regisseur meint: «Es liegt schon an der Musik. Die Handlung, na ja... Auch wenn man das Stück von Beaumarchais liest – der Nachfolger, «Figaros Hochzeit», ist vom Sujet her einfach um Ecken besser, hat mehr Tiefgang.» Muss es bei Rossini überhaupt immer der «Barbier» sein, fragt man sich da. Auf der eigenen Bühne



Der «Barbier» sei ein gutes Stück, findet der Wiener Johannes Pölgutter. Foto: Herbert Büttiker

«Das Missgeschick ist immer wieder komisch.»

Johannes Pölgutter
Opernregisseur

zeigt das Opernhaus gegenwärtig, dass auch «Il turco in Italia» Furore machen kann. Und das IOS war bisher zumeist mit Werken beschäftigt, die eher am Rand des Repertoires angesiedelt sind, Mozarts «La finta giardiniera» war es letzte Saison. «Ich hätte auch nichts gegen einen Aussenseiter gehabt. Aber als die Anfrage kam, war kein Zögern dabei. Es ist ein gutes Stück», entgegnet der Angesprochene, und die Konkurrenz vom Mutterhaus, das gerade ein zugkräftiges, von einer starken Regie geprägtes Rossini-Projekt auf dem Spielplan hat, scheint ihn wenig zu kümmern. Er tendiert dazu, die Stücke dort zu lassen, wo sie sind, beziehungsweise eine Brücke zu finden, sagt er.

Die Komik der Brutalität

Sein Konzept beruht auf der Idee der Zuspitzung, wie Pölgutter verrät: «Im Kern geht

es darum, dass ein sehr junger Mensch einen alten ausspielt, es ist ein Katz-und-Maus-Spiel zwischen Bartolo und Conte Almaviva. Man hat eine junge und eine ältere Generation, die sich bekämpfen beziehungsweise um eine Frau kämpfen. Diesen Kern haben wir einfach versucht zuzuspitzen, in der Form der Ästhetik und in der Form, dass wir wirklich zwei Zeiten aufeinanderprallen lassen. Bartolos Welt ist eine sehr historische, sehr altmodische, und diese kommt permanent in Konflikt mit Almaviva und der Gegenwart. Man findet die beiden Typen auch heute sehr wohl, man findet die Almavivas und man findet die Bartolos. Dass man sie überall findet, ist vielleicht auch der Grund, warum das Stück so populär ist.»

Pölgutters Ansatz macht die Herkunft der Figuren aus der Commedia dell'arte deutlich: «Das heisst nun nicht», erklärt

er, «dass wir eine Colombina, einen Pantalone auf die Bühne bringen, das Wichtige ist nur, dass wir Stereotype haben, die auch Stereotype bleiben. Wenn sich die Figuren zu realistisch, zu menschlich zeigen, sind sie nicht mehr komisch. Natürlich gibt es einen ernsten Kern, sogar Brutalität, aber so hart das vielleicht jetzt klingt, man muss die Komik der Brutalität hervorkehren. Sie hat die Form des Missgeschicks, das immer wieder komisch ist. Wenn man das Stück zu realistisch nimmt, funktioniert es nicht als Komödie.»

Hemmungslos lustig

Bis es funktioniert, ist ein gutes Stück Arbeit vonnöten. «Man hat es beim IOS mit noch nicht so erfahrenen Sängern zu tun. Es geht langsamer vorwärts. Aber es ist auch lustig für mich. Es wirft mich ein wenig auf meine eigenen Anfänge zurück, weil man auf Dinge achten muss, die bei einem Kammersänger mit zwanzig Jahren Erfahrung kein Thema sind. Man macht schon ein bisschen auf Schauspielunterricht mit ihnen. Dafür eignet sich die Komödie besonders gut, man muss spielen, spielen, auf Details achten. Dafür haben wir auch viel länger Zeit als im normalen Betrieb. Das geniesse ich einerseits, aber man muss halt auch mehr Geduld haben.»

Und nach getaner Arbeit? Pölgutter freut sich auf Wien. Er hat dort eine Wohnung, und auch wenn er bedauert, sie nur selten zu nutzen, fühlt er sich doch dort zu Hause. Er ist in Wien geboren, mit dem Theatervirus angesteckt und zum Regisseur ausgebildet worden. Sogar von Heimweh nach der Stadt spricht er.

Erholung findet er bei Spaziergängen im Wald. Dabei beschäftigt er sich aber nicht mit Ornithologie oder Botanik, sondern mit dem jeweils nächsten Projekt. Was seine Schwerpunkte sind? «Ich bin im Moment sehr auf Komödien gebucht, weil ich keine Hemmung habe, lustig zu sein», sagt er lachend und fügt bei: «Aber es wäre jetzt schon gut, wieder mal etwas Ernsthaftes zu machen. Wenn man berufslustig wird, wird es schwierig.»

Premiere: Heute, 19.30 Uhr, Theater Winterthur. Ferner am 17., 19., 22. und 25. Mai.

Neu im Kino

Feinsinnige Komödie mit schwarzem Humor

Photo de famille An der Beerdigung des Grossvaters wird klar, wie verschieden die drei Geschwister sind, die längst den Kontakt untereinander und zu ihren Eltern verloren haben: Gabrielle (Vanessa Paradis) verdingt sich als lebende Statue für Touristen (Bild), Elsa (Camille Cottin) ist verhärtet, weil sie kein Kind hat, und Mao (Pierre Deladonchamps) ist zwar ein erfolgreicher Game-Designer, findet in seinem Job aber keine Befriedigung. Mutter Claudine (Chantal Lauby) mischt sich als Psychotherapeutin überall ein und Vater Pierre (Jean-Pierre Bacri) ist isoliert und stumm wie ein Fisch. Die leichtfüssige Komödie von Cécilia Rouaud gibt jeder Figur Raum, sich zu entwickeln. Sie ist nicht nur sehr sorgfältig gemacht, sie wirkt auch mit ihrem bissigen Humor befreiend (ab Do, Loge, F/d). (red)



Das Leben, wie es ist

Ray & Liz So würde niemand leben wollen, aber es gibt Dinge, die nehmen einfach ihren Lauf, und als Kind kann man sich seine Eltern nicht aussuchen: Der willensschwache Vater (Justin Salinger) ist gerade arbeitslos geworden, die



übergewichtige Mutter (Ella Smith, Bild) sitzt meist auf dem Sofa und versucht ein Puzzle zusammenzusetzen, das knappe Geld geht vor allem für Alkohol und Zigaretten drauf, dazwischen sitzen irgendwo die beiden Knaben, weitgehend sich selbst überlassen. Der englische Fotograf Richard Billingham, der bereits in seinem Fotoband «Ray's a Laugh» (1996) seine verwahrlosten Eltern porträtiert hatte – die entsprechende Ausstellung im Fotomuseum Winterthur war seine erste – kehrt mit diesem Spielfilm in seine Kindheit in Birmingham zurück. Das langsam gefilmte Elend ist zunächst nicht leicht zu ertragen, man fühlt sich als Voyeur. Doch Billingham gelingt es, die Enge zu öffnen, mit ornamentalen Tierbildern etwa, die andeuten, dass auch dieses Leben rätselhaft ist, vor allem aber mit seinem Blick auf die beiden Kinder, die hier ganz unspektakulär ein Selbstverständnis entwickeln. Billingham schafft es, die Realität so zu zeigen, wie sie ist, frei von Pathos und ohne sie moralisch zu bewerten (Donnerstag und Samstag, 18 Uhr, Kino Cameo, Lagerplatz). (dwo)

Zum 40. Geburtstag gibt es Mozarts «Zauberflöte»

Bühne Die Jubiläumsspielzeit des Theaters Winterthur zeigt Klassiker aus Oper, Schauspiel und Ballett.

Seine erste Spielzeit eröffnete das Theater Winterthur 1979 mit der märchenhaften «Zauberflöte» von Mozart. Bald vierzig Jahre ist das her. Zum Jubiläum zeigt die grösste Bühne der Stadt im Herbst wiederum diese Oper, die wie wenig andere eine Oper für die ganze Familie ist. Mit dieser Produktion des Theaters Heidelberg und des Musikkollegiums Winterthur geht es im September in die Spielzeit 2019/20. Das Theater gab gestern das neue Programm bekannt. Dieses enthält weitere Klassiker, so auf dem Gebiet der Oper Tschaikowskys

«Eugen Onegin» oder die Operette «Der schwarze Hecht» mit der Musik von Paul Burkhard, in der hochdeutschen Fassung unter dem Titel «Das Feuerwerk». Das Zürcher Opernhaus führt zusammen mit dem Musikkollegium Winterthur Joseph Haydns Oper «Il mondo della luna» auf.

In der Sparte Schauspiel ist das Staatsschauspiel Dresden mit Arthur Millers «Hexenjagd» zu Gast, ferner wird Friedrich Dürrenmatts «Besuch der alten Dame» und Ibsens Familiendrama «Die Wildente» geboten; das Wiener Burg-



Ulrich Mathes in Molières «Menschenfeind», inszeniert vom Deutschen Theater Berlin. Foto: PD

theater zeigt «Wer hat Angst vor Virginia Woolf» von Edward Albee, mit Bibiana Beglau und Norman Hacker. Thomas Guglielmetti, Programmleiter der Gastspielbühne, inszeniert wieder im Foyer eine Eigenproduktion, diesmal «Oleanna» des amerikanischen Dramatikers und Filmregisseurs David Mamet.

Wie immer wird auch den Freunden des Balletts einiges geboten, so etwa «Don Quixote» von Ludwig Minkus und Marius Petipa. Das 1869 in Moskau aufgeführte Werk wird von der Stuttgarter Choreografin Mar-

cia Haydée zusammen mit der São Paulo Dance Company neu interpretiert. Zu Gast sind auch Danza Contemporánea de Cuba, Gauthier Dance aus Stuttgart und das Xie Xin Dance Theatre aus China.

Das Kindertanztheater Claudia Corti zeigt das Musical «Blaue Zitronen», das junge Menschen auffordert, sich angesichts des Klimawandels um die Umwelt zu kümmern. Zum Abschluss der Saison ist unter anderem der Schauspieler Ulrich Mathes mit dem Deutschen Theater Berlin zu erleben. (dwo)

ANZEIGE

